

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 178. Bromberg, den 8. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die alten Knechte kriechen ein wenig abseits und suchen den kurzen Schlummer des Mittags. Ferdinand bleibt neben dem Mädchen liegen, das sich zu hockender Stellung aufgerichtet hat.

„Willst du nicht schlafen . . .?", fragt er.

Sie schüttelt den Kopf und blinzelt aus halbgeschlossenen Lidern an ihm vorbei, sie hält einen Grashalm zwischen den Lippen und saugt daran.

„Warum nicht . . .?"

„Brrr . . .", sagt sie und wirft den Strohhalm fort, „der Schnaps war aber scharf, der brennt mir noch auf der Zunge . . . Jii, nein, Schnaps mag ich nicht . . ."

„Du bist wohl nicht für das Scharfe — he . . .?"

„Kommt darauf an . . . Ihr kurzes Lachen entfernt sich . . .

Sein Kopf liegt jetzt neben ihren Füßen, die schneeweiß aus dem Leder der Holzpantinen lachen . . .

„Du hast dir ja deine Füße so fein gewaschen, Mensch . . .", flüstert er, aber die letzten Worte kommen ganz heiser heraus . . .

„Hauptsache — immer tip top und schnieke . . ."

„Bist überhaupt eine patente Deern . . . Wer ist denn eigentlich dein Schatz?"

„Der da . . .", sagt sie bitterlich und weist nach dem schnarchenden Trompeter hinüber, „Der Strolch . . . du hast es ja selbst gesagt . . ."

„Nanu . . . bist du böse? Kannst du keinen Spaß vertragen . . .?"

Ein Grashalm gerät ihm zwischen die Finger und plötzlich streichelt der unschuldige Halm ihre Knöchel . . .

Sie reißt die Füße fest zusammen, streift den Rock herunter.

„Solche Späße — du willst dich nur über ein armes Mädchen lustig machen, das sich sein Brot ehrlich und sauer verdienen muß . . . nee . . ."

„Ach was . . . ach Unsinn . . . ist mir ja gar nicht eingefallen . . . du, ich bin ja gar nicht so . . ."

„Laß mich", sagte sie kurz, „ist mir egal wie du bist, will jetzt schlafen."

Sie lehnt sich zurück und schließt die Augen, ihr voller Arm liegt schützend über der Stirn. Der große Mund öffnet sich und die Brust geht langsam auf und ab . . .

„Vielleicht schläft sie wirklich . . .", dachte Ferdinand, indem er sie unverwandt anstarrte. Er kroch etwas zurück, aber er schlief nicht . . . Der Häher war näher herangekommen und schrie ihm die Ohren voll, nein, er konnte nicht schlafen . .

Sie aber schien ruhig zu schlafen, nur einmal zuckte ihr Kopf zur Seite, als eine Biene dicht an ihrem offenen Munde vorüberflog — da hörte er sie leicht aufseufzen . . .

Endlich verstummte der Häher und auch Ferdinands Augen schlossen sich unter der Schwere des Mittags . . . Er schlief . . .

Als er anfing zu schnarchen, öffnete die neue Magd blinzelnd die Augen und lachte — so dumm sah er aus im Schlaf und war doch der klügste Mann im Dorf — —

IV.

Seit Jahren schon hatte Cordes Vater seinen großen Tanzsaal ungenützt stehen lassen, vollgepfropft mit landwirtschaftlichen Maschinen und Kunstdüngersäcken. Dem Alten hatte es nie recht behagt, mit lärmenden Lustbarkeiten von durstigen Burschen und tanzlustigen Mädchen Geschäfte zu machen — das gefiel seinem Bauernstolz, dem es ohnehin oft genug in den Sinn kommen konnte, einem unwillkommenen Gast das Bier zu verweigern, ganz und gar nicht. Dann hatte er mit dem Gesangverein im stürmischen Verlauf eines Festes ein paar ausnahmsweise unliebenswürdige Worte gewechselt, und als dann der Vorstand im Jahre darauf sein Fest anzumelden kam, wies ihn der Gastwirt Cordes ab, mit der nunmehr zwar wieder recht liebenswürdigen, aber nicht minder entschiedenen Ausrede: er könne den Saal schon aus dem einen Grunde nicht zur Verfügung stellen, weil er es nach jenem Zwiste verabsäumt habe, die alljährlich zu erneuernde Konzession für den Saalbetrieb zu beantragen. So sei denn der Saal seiner eigentlichen Benützung entzogen und zu einer übrigens höchst willkommenen Unterkunft für die mittlerweile angeschafften wertvollen Maschinen geworden, ein Zustand, der ihm so sehr behage, wie er den Maschinen gut bekomme — und dabei werde es auch künftig bleiben. Das erste war, wie gesagt, eine Ausrede, das zweite war seines Herzens Meinung.

Es fanden also in den folgenden Jahren zu Kleindahle keine Lustbarkeiten statt, bis auf das Schützenfest, das in einem großen, von auswärts entlehnten Zelt unter den Dorfeichen abgehalten wurde . . . .

Vom ersten Augenblick an, da Ferdinand erfuhr, daß die Vereine des Dorfes in ihrem lange unbefriedigt gebliebenen Verlangen nach Festen dem neuen Wirt vorgeschlagen hatten, einen Saal zu bauen, hatte er mit besonderem Geschick den allgemeinen Glauben an das Erlöschen der väterlichen Konzession zu nähren verstanden — er wußte warum. Niemand zweifelte daran, und in diesem Zeichen hatte der neue Gastwirt das Kapital für den Neubau aufgenommen. Der Saal war stolz und schnell emporgeschossen, der letzte Hammerschlag stand in Kürze zu erwarten, und Saffen Christian hatte beschlossen, mit einem großartigen Einweihungsball am letzten Sonntag des Oktober die neue Stätte des Vergnügens zu eröffnen.

Ferdinand erfuhr dies zu Anfang des Monats. Vollmoors Frau überbrachte ihm die Kunde; sie war recht ärgerlich über diese neue erfolgreiche Regsamkeit des gehässigen Menschen im Heidefrieden:

„Paß auf", sagte sie, „der macht wieder ein großes Geschäft. Wo die Kleindahler drei Jahre lang kein Saalfest gehabt haben . . . Die werden es nachholen."

Ferdinand fluchte zwei Mal über diesen raffgierigen Burschen da. Er fluchte das erste Mal leise, aber aus ehr-

lichem Herzen, das zweite Mal laut, in dem boshaften Drang, ein keimendes Frohlocken zu verbergen:

„Ja, ja . . .", sagte er, „das ist gewiß, die werden einen schönen Durst haben beim ersten Saalfest nach so langer Zeit, und eine ordentliche Sohle werden die auch hinlegen . . ."

„Soviel ist sicher", meinte wehmütig die Witwe Bollmoor, „an fünfhundert Mark werden übrig sein dabei . . . So ein schlechter Mensch und dann so viel verdienen . . ."

Ferdinand erwiderte nach einer schicklichen Weile sanft:

„Na ja, Bollmoors Frau, schließlich soll man aber auch nicht mißgünstig sein. Als Christ muß man auch seinen Widersachern Gutes wünschen."

Bollmoors Frau blickte ihn erschrocken an, und er sah geschwind an ihr vorbei. Sie sagte:

„Ach so, na ja, Ferdinand . . . So kann man es wohl auch betrachten. Das ist ja außerdem auch klüger, als sich zunichte zu ärgern. Aber schade ist es doch, daß ihr die Saalkonzession nicht mehr habt."

Er klappte mit einem bedauernden Achselzucken die breiten Rechtecke der Pranken zusammen. Es klang hart, wie wenn man Horn aufeinanderschlüge . . .

Am Nachmittag zog Ferdinand seinen neuen blauen Anzug an, ließ die braune Lotte vor das offene Wägelchen spannen und fuhr in die Kreisstadt. Er begab sich auf das Landratsamt und meldete auf den übernächsten Sonntag ein Tanzvergnügen in seinem Saal an. Es erwies sich, daß dem nichts im Wege stand, ein anderes Vergnügen war für diesen Monat in Kleindahle noch nicht beantragt worden. Mit seinem Schein in der Tasche und einer echten Freude im Herzen ging Ferdinand langsam durch die fachwerkbunten Straßen des Städchens dem Gasthof zu, in dem er ausgespannt hatte. Ein tiefes Behagen über das Gedeihen seines trefflichen Einfalls erfüllte ihn ganz und gar, seine Freude strömte über, ward zur verweilenden Beschaulichkeit, zum ersten Mal schier nahm er sich Zeit, das reich geschnitzte Gebälk des „Deutschen Hauses" zu betrachten: das Glück hatte seine Augen geöffnet. Da stand er, ein guter Sohn der alten Sachsen, mit einem vorsichtig halb entfalteten Lächeln im schweigenden Gesicht, und las die bildgewordenen Gedanken der alten heimischen Baumeister und Holzschnitzer vom Erker des Hauses . . . Sah das rätselvoll huschende Volk der fischleibartigen Ungetüme mit menschlich grinsenden Fratzen, deren kühnste sich mit speiend geöffneten Munde aus dem Eckpfeiler herausdrängte, sah pausbäckig freche Knabengesichter, sah der Frauen lockend gewölbte Schöße und ihr langes, ahnungsvoll flatterndes Haar und immer wieder das ernste, edle Aufbegehren der schmalen Pferdeköpfe mit eckig klaffenden Nüstern . . . Er spürte dumpf den innersten Drang der Ahnung in Hohn so seltsam hinüberschillernden Seele des Volkes, dem er entsprungen war, er freute sich mit einer immer mehr wachsenden, einer unbekannten Freude, er freute sich über sich selbst hinaus, so daß er sich endlich gewaltsam losreißen mußte von den Bildern der alten Meister . . . .

„Das soll aber ein feines Fest werden . . .", sagte er sich, als er den hallenden Torbogen des Gasthofes durchschritt.

Allerdings hatte es ein paar unangenehme Vorboten vorausgesandt — aber sie hatten nur Ferdinands Willen zum völligen Triumphieren gestärkt.

Zuerst hatte der Vater über diese neue, hastige Eigenmächtigkeit des Sohnes derart gewettert in seinem Lehnstuhl, daß seine Erregung einen beängstigend jähen Abschluß nahm: der Arzt wurde herbeigerufen, stellte ein vorübergehende Lähmung der linken Gliedmaßen fest, sprach von einem leichten Schlagfluß und verordnete völlige Schonung. Der Vater erholte sich aber nach wenigen Tagen, und sein Zorn zog sich in ein halbüberzeugtes Murren zurück, als ihn Ferdinand auf die solchermaßen schlau zu durchkreuzenden Pläne des Heidefriedens hinwies.

Die Witwe Bollmoor erschien und machte einen Krankenbesuch. Sie brachte einen selbstgebackenen Kuchen mit, ein Fläschchen Himbeersaft und ein Paar wollene Pulswärmer ihres seligen Ehemannes. Als sie einen Augenblick mit Ferdinand allein war, erwies es sich, daß sie auch einen absonderlichen großen Vorrat von Erinnerungen an schwere und tödlich ausgegangene Schlagflüsse mitgebracht hatte, sie breitete diesen Vorrat umständlich und liebevoll aus. Sie sagte:

„Das war nun eigentlich nicht recht von dir, Ferdinand, daß du deinen Vater noch in Todesgefahr gebracht hast."

Er wußte nichts zu erwidern.

„Und überhaupt", fuhr sie fort, „hattest du doch selbst gesagt, es wäre nicht christlich, Saffen Christian seinen Verdienst zu mißgönnen . . . Aber nun hast du ja deinem Konkurrenten einen versetzt, daß er vielleicht sein Lebelang Kopfschmerzen hat. Der hat doch nur gebaut, weil er dachte, dein Saal wäre nur noch ein Geräteschuppen."

„Na — der kann ja dann im November sein Fest geben, der kommt noch zu seinem Verdienst . . ."

Er setzte ein verschlagenes Grinsen auf, das nach einem erwidernden Einverständnis in ihren Zügen suchte, aber ihr nur die Röte ins Gesicht trieb. Sie hatte nun wirklich Mühe, ihren Haß herunterzuwürgen.

„Das glaubst du doch selbst nicht, Ferdinand, daß die Leute in so kurzer Zeit zwei Feste besuchen . . . Die haben gerade das Geld dazu . . ."

„Na ja, Bollmoors Frau, du hattest doch aber selbst gesagt, es wäre schade, daß wir die Saalkonzession nicht mehr hätten . . . . Da hast du mich eben auf den guten Gedanken gebracht, ich bin der Sache auf den Grund gegangen und habe herausgekriegt, daß wir den Saal gar nicht abgemeldet hatten . . . Siehst du — du hast mich nun schon auf so manchen guten Gedanken gebracht, daß ich immer über alles nachsinne, was du sagst."

„Jedenfalls habe ich nicht gewollt, daß du deinen Vater an Grabesrand brachtest", sagte sie herb und wandte sich ab.

„Du", sagte er, einen Augenblick verwirrt durch ihren Blick, „also dann haben wir uns dieses Mal nicht richtig verstanden . . ."

„Und wir verstehen uns doch sonst so gut, Ferdinand . . ."

Julias Stimme hatte ihre knatternde Strenge nun wieder verloren, sie war weich und voller Wohllaut.

Am Morgen des Festsonntags fand Ferdinand sämtliche Fenster des Saales zertrümmert — eine saubere und gewissenhafte Arbeit, die mittels aufgetragener Schmierseife so lautlos ausgeführt worden war, daß nicht einmal der Hund angeschlagen hatte . . . Ferdinand witterte einen Schurkenstreich des Konkurrenten, den er bei guter Gelegenheit heimzahlen würde.

Aber das Fest wurde dann doch schön, sehr schön sogar.

Ferdinand hatte im Kreisblatt eine große Bekanntmachung erlassen und um zahlreichen Besuch aus den umliegenden Dörfern gebeten, er hatte eine Musikkapelle von zwölf Mann angekündigt, ein Faß Freibier, eine Theateraufführung durch Mitglieder des Turnvereins, und außerdem hatte er sauer eingelegtes Schweinefleisch in Riesenportionen zu bieten.

Um vier Uhr nachmittags war der Saal zum Bersten voll. Auch die Stammgäste des neuen Gastwirts Saffe, alle Getreuen, die es abgeschworen hatten, dieses heimtückisch gerüstete Fest zu besuchen, waren vollzählig erschienen. Sie ließen anfänglich durchblicken, daß sie es als eine Art sittlicher Verpflichtung empfänden, Ferdinand zunächst einmal durch das Austrinken des zu Beginn der Feier schon fälligen Freibiers zu schädigen, um dann zu verschwinden. Aber schon während der Erfüllung dieser Pflicht verstrickten sie sich unmerklich in die Fesseln neuer Verpflichtungen, blieben am Biertresen kleben, tanzten den ersten Tanz, blieben bis zum nächsten und vergaßen das Fortgehen . . . .

Desgleichen erschienen alle die Wackergesinnten, die es laut mißbilligten, daß Ferdinand durch die schlaue Verheimlichung der weiterbestehenden Saalkonzession den Konkurrenten auf das Glatteis neuer Unternehmungen gelockt habe und die dergestalt schon halb zu Saffes Freunden und halb zu Feinden des frechen Cordesjungen geworden waren . . .

Es wurde ein großes, ein seltenes Fest; so viele Menschen hatte dieser Saal noch nie beisammen gesehen.

Die Schlange der Paare, die zum Tanzen anstanden, quoll immer wieder endlos aus dem Saale heraus und bis unter die herbstgoldenen Birken des Hofhains, die Wirtsstube, die Nebenräume saßen voll von durstigen Männern, die Greise tauchten ihre zahnlosen Münder munter ins Bier, und nur die alten Weiber saßen freudlos und stumm wie eine Mauer der Wachsamkeit auf langer Bank an der Wand. Sie saßen und wichen nicht, wenn in den Pausen die Paare

zu bunten Gewimmel sich lösten, wenn der Donner gespendeter Runden die Männer aus fernen Winkeln zum Biertresen lockte, wenn die Musik mit blechern jubelndem Tusch das Lob der Freigebigkeit zur Decke schmetterte: sie saßen und schwiegen und durch die tief gelagerten Falten ihrer Gesichter strömte der Jubel des Festes spurlos hindurch, sie saßen und wachten über das Volk, wie sie von jeher gewacht, sie saßen und hatten Kinder im Schoß, kleine Kinder, die manchmal lachten und öfter noch weinten und deren Notdurft unter die Bänke rann ... Es waren Großmütter mit ihren Enkeln und alte Weiber mit ihren unehelich geborenen Tochterkindern — ja, auch diese waren gekommen, als ehrlich gebliebene Ahnen das schmerzlich geliebte Großkind ins Licht dieses Festes zu heben, indessen die mütterliche Tochter daheim ins Dunkel des Kuhstalls verbannt blieb, melkend und futternd und schluchzend, um scheu sich im Dämmern unter die Fenster des festlichen Saales zu schleichen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Freiheit und Fron.

Historische Skizze von **Wilhelm Lennemann.**

Frei saßen die Friesen auf ihrer Erde, nur Gott und dem Kaiser untertan. Andere Herren duldeten sie nicht über und nicht unter sich. Was für das Land getan werden mußte, berieten sie alljährlich im offenen Thing unter'm Upstalsbom in der Nähe von Aurich. Wohl hatten benachbarte Fürsten verschiedentlich versucht, sie zu unterjochen; ihr Herrentum war aber stets an dem Bauerntrutz zerbrochen. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aber unternahm Wilhelm von Holland einen erneuten Angriff auf das freie Land; und wirklich glückte es ihm auch, neun friesische Ortschaften abzusplittern und zu halten. Er setzte sogleich seine Vögte über sie, die sie in harte Fron nehmen mußten.

Einer dieser Herren war Eggerick Poppinga. Der befahl die Bauern zu Diensten auf seine Burg. Die Friesen aber hielten die Ohren steif; da jagte der Vogt die Hartbörigen mit seinen Kriegsmannen aus ihren Hütten heraus und trieb sie wie eine Koppel Hunde auf den Fronhof.

„Herr, die Ernte steht reif im Halm!" rief Christoph Fokken, „und — —"

Ein Peitschenhieb zerschnitt ihm das Wort. Und wieder und abermals zeichnete das Leder einen blutroten Strich durch sein Gesicht.

„Einen Dreck frag ich nach deinem Land!" schrie der Vogt, aber wart nur, ich will dich fronen lehren!"

Einen vollen Monat hielt er den Bauern fest und verbot auch den übrigen, den Acker des Fokken zu schneiden. So verkam das Korn und fiel überreif zu Boden. Die Vögel und die Mäuse fraßen sich satt, und Wetter und Stürme gingen darüber hin, der Roggen grünte im Halm, und das Stroh verfaulte in den Herbst und Winter hinein. Die Bauern aber wußten jetzt, was fronen heißt. Auch Christoph Fokken hatte zur Genüge gelernt und gab fortab den Zehnten von seinem Eigen und alle Abgaben, die Recht und Willkür von ihm verlangten. Tat auch den Mund nicht mehr auf, wenn er zu Herrendiensten befohlen wurde.

Aber sein Bauerntrutz war nicht tot, sein freies Friesenblut tobte noch in alter Wildheit; er zwang sich nur in Demut und Kleinheit und schlug die Augen nieder, daß sie seinen Haß nicht verrieten und die wartende Rache.

Wilhelm von Holland aber, kühn gemacht durch seinen ersten Erfolg, erließ nun an die Seelande und Bauernrepubliken die Aufforderung zur baldigen Unterwerfung. Die aber wiesen ihn stolz ab. Da rüstete der Fürst und fiel mit 30 000 Mann in Friesland ein. In einen Hinterhalt gelockt, wurde sein Heer elend aufgerieben und er selbst erschlagen. Die bedrohte Freiheit war gerettet, Friesland wieder frei. Die Burgen wurden gebrochen, die Vögte vertrieben. Darüber war Frühling geworden, die Äcker schrien nach Pflug und Saat. Und da ereilte auch Eggerick Poppinga sein Geschick. Seine eigenen Bauern hoben ihn aus. Christoph Fokken war der erste, der mit der Axt in der Hand die Mauer erstürmte und in den Burghof sprang. Sein Blut schäumte; seine Rache flammte blutrot; die Narben in seinem Gesicht brannten.

Und Haß und Wut der Bauern gab keinen Pardon. Nur den Vogt erbat Fokken sich aus. Doch verriet er mit keinem Wort, was seine Rache sich ausersonnen. Er hatte in stillen Stunden alles bedacht, was seinem Herzen wohl tat. Er dachte nicht an den Tod des vieledlen Herrn, die Wohltat gönnte er dem Bauernschreck nicht, und damit war ihm selbst auch nicht gedient. Nein, da sollte ein Leben verderben in seiner eigenen Scham, in der zerbrochenen Würde und zerrissenen Ehre seiner ritterlichen Herrlichkeit. Seine Rache war grausam, aber auch ebenso gerecht: Er führte den gefesselten Ritter vor seinen Acker, der noch in Schanden lag. Spannte ein Roß vor den Pflug. Sah den Gefangenen hart an: „Eggerick Poppinga, Ihr habt mich wie einen Hund auf Euren Hof getrieben und mit Peitschen traktiert; Ihr werdet es gerecht finden, wenn ich Euch in gleicher Weise begegne; steht nicht geschrieben: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und wollt Ihr Euch wider ein Gebot Gottes auflehnen!?"

Damit griff er den Ritter hart an und zwang ihn in Kette und Geschirr wie ein widerspenstiges Roß und spannte ihn neben seinem Tier vor den Pflug. Er setzte das Eisen in die Erde und trieb das Pferd mit leisem Schlag an. Und das ging, wie es gewohnt war und trieb das Eisen durch die braune Erde und warf und deckte sie über die Fäulnis einer Ernte, die auf ein Herrenwort nicht zu Brot werden durfte. Und die Peitsche des Bauern fuhr wie eine feurige Geißel über den Ritter, daß er sich in die Stränge legen mußte; sein Rücken bog sich, und seine Reiterstiefel traten tief in die Schollen. Er sah nicht auf, er meinte, die Ritterschaft Hollands sehe auf seine Entehrung. Und es waren doch nur die Bauern, die da schweigend auf das ungleiche Gespann sahen.

So pflügte der Bauer seinen Acker. Seine Faust und seine Geißel waren unerbittlich. Der Schweiß des Ritters tropfte in blutigen Tränen auf den Grund. Er stöhnte tief wie ein zu Tode geschundenes Tier, und wußte kaum noch, daß er mehr war, als das Roß, das schnaubend neben ihm dahinschritt. Rund um den Acker kreiste der Pflug, einmal, zweimal, dreimal, Furche um Furche sprang auf und zerbrach, und der Mensch der sie aufriß, meinte in den tobenden Wellen versinken zu müssen. Bis an den Hals stiegen die Wasser, da tat er einen Schrei, warf die Arme hoch und fiel vornüber mit dem Kopf in die aufgewühlte Ackererde, die sein Stolz einen Dreck genannt hatte. Da schirrte der Bauer Pferd und Mensch aus.

Eggerick Poppinga lag wie tot. Der Bauer rührte ihn an: „Steht auf, geht, wohin Euch Eure Füße tragen; alle Wege stehen Euch offen!"

Da stand der Ritter auf, sah sich mit toten Augen um und wandte sich stumm. Und ging, als sei er gezeichnet wie Kain, da er seelenlos in die Fremde schritt. Nach Jahren tauchte an dem Hof des Bischofs von Utrecht ein Mann auf, der wie aus Nacht und Wirren in das Leben geworfen zu sein schien. Gebärden und Gebaren aber ließen auf ritterliche Herkunft schließen. Er verlangte gegen die Kammenarer Bauern geführt zu werden, die sich ebenfalls vom kirchlichen Joch frei zu machen versuchten. Man gab ihm ein Fähnlein und er focht wider die Bauern wie ein tobsüchtiger Berserker. In einem der blutigen Kämpfe aber wurde er überwältigt und erschlagen wie ein wildes Tier.

Sklaven-Fest und Flugverkehr.

Das ist Abessinien.

Von Anton E. Zischka.

Als Äthiopien 1923 Mitglied des Völkerbunds wurde, versprach es die Abschaffung der Sklaverei. Zehn Jahre später herrschte in Diredaonna große Aufregung. Überall brannten Feuer, überall wurde gegessen und getanzt, um den zehnten Jahrestag dieses Ereignisses festlich zu begehen. Als ich in dieser Hauptstation der äthiopischen Eisenbahn ankam, in Abessiniens wichtigster Europäersiedlung, da feierte man überall den „König der Könige", Haile Selassi I., weil er die Sklaven befreite und dem Land eine Verfassung gab.

All das aber war ein Fest, für die Europäer bestimmt. Die Sklaven freuten sich durchaus nicht. Das Identitätsbureau in Addis Abeda, das Freigelassenen eine Art Paß ausstellt, hat nichts zu tun. Denn der Sklave, der seinen Herrn verläßt, verläßt auch den Ernährer. Und da der abessinische Sklave nicht in Ketten schwerste Arbeit tut, sondern der Erzieher der Kinder, der Geldbewahrer, der Verwalter und in allem eine Vertrauensperson ist — während ein abessinischer Diener sich seinem Herrn ebenbürtig vorkommt und von einem Tag zum anderen gleichberechtigter Kampfgenosse oder Gegner sein kann —, da es dem Sklaven also wirtschaftlich gut geht, hat er gar keine Sehnsucht nach der Freiheit.

Und so wird es trotz Völkerbund und Regierungserklärungen noch lange Sklaven im Reich Haile Selassis geben. Auch dort, wo der mohammedanische Emir Abba-Djiffer, der die Provinz Djimma und etwa 100 000 Leibeigene beherrscht, keine Macht hat. Auch dort, wo Yo-Yo, der despotische Herr von Asehemaro, dem noch kein Weißer nahegekommen ist, ohne daran zu sterben, keinen Einfluß mehr besitzt.

Der Sklavenraub und der Sklavenhandel sind schwieriger geworden. Aber sie haben lange noch nicht aufgehört. Immer noch brennen die Leute Abba-Djiffers die Grenzdörfer der Sidamos, der Chankallas und der Quaolomos nieder und verkaufen die Männer als Diener, die Frauen für die Feldarbeit. Da das Neger sind und der Äthiopier eine abgrundtiefe Verachtung für alle Neger hat, da es den Sklaven in Addis Abeba oder Diredaonna besser geht als daheim, so werden eben alle Freudenfeste und alle Gedenktage nichts an den bestehenden Verhältnissen ändern.

Bei den Jahrzehnt-Feiern verstanden die meisten Sklaven gar nicht, worum es ging. Und in Harrar, eine Tagreise von Diredaonna, konnten 300 Sklaven, die einen Wald rodeten, lange nicht begreifen, warum man ihnen plötzlich einen der riesigen abessinischen Ochsen schenkte, nachdem sie sonst monate- und oft jahrelang kein Fleisch bekommen. Mit den Fingern, den krallenartigen scharfen Nägeln, rissen die Schwarzen das Tier auf. Warmes Blut rann über ihre nackten Leiber. Dann zertrümmerten die Sklaven die Knochen, saugten das Mark und verschlangen das halbrohe Fleisch in wilder Gier. Die ungewöhnliche Mahlzeit machte sie trunken. Sie werden nicht so bald begreifen, was Freiheit ist.

Und wenn sie es langsam begreifen . . . Wie weit reicht die Macht Haile Selassis? Er kennt ja selbst sein Riesenland nur zum geringsten Teil. Als er 1929 deutsche Flugzeuge gekauft hatte und die Piloten ihm Photos und Schilderungen aus Provinzen brachten, die nie noch ein Europäer und nie noch ein Beamter aus Addis Abeba besucht hatte, da nahm sein Staunen kein Ende. Ganz langsam erst lernen die Herrscher Abessiniens ihr eigenes Land aus der Anschauung kennen, dieses einzige christliche Reich des alten Afrika, unerhört groß und unerhört schön.

Die Flüsse gruben Canons in die Hochebene, die viel gewaltiger als die Nordamerikas sind. Weite Grasebenen wechseln mit Dourah-Feldern ab, die so hoch wuchern, daß ein Reiter unter den Halmen verschwindet. Gebirge mit Urwäldern steigen bis zu 4500 Metern an, und Hunderte von Quadratkilometern sind Steppen, die noch gar keinen Namen haben.

Da ist die Provinz Kaffa, unerhört reich an Naturschätzen, aber noch kein Weißer hat sie ganz durchzogen. Da ist das Tiefland von Afar, im Nordosten Abessiniens, in dem schon vier Expeditionen spurlos verschwanden und aus dem auch noch kein Gesandter Haile Selassis zurückkam. Afar ist arm. Man will die Übervölkerung verhindern; darum muß jeder heiratslustige Mann so viele Feinde erschlagen, wie er Kinder zeugen will. Eher findet er keine Frau. Kaffa dagegen soll das sagenhafte Ophier sein, von dem Salomo seine Schätze an Gold und Elfenbein erhielt. Goldstaub, den man Kriegern aus Kaffa abnahm, scheint das zu bestätigen und auch die Tatsache, daß der früher unabhängige Kaiser dieser Provinz nach seiner Niederlage verlangte, man solle ihn in goldenen Ketten fesseln . . . Und daß seine Diener diese Ketten nach Addis Abeda brachten.

Gold, Elfenbein, Kaffee, Kupfer, Silber und Wolfram, — Abessinien ist voll davon. Langsam beginnt der Negus jetzt mit Hilfe europäischer, auch deutscher Ingenieure sein Riesenreich zu erschließen. Überall aber sind Aberglauben und uralte wilde Sitten weit gefährlichere Feinde der Kultur als die tosendsten Bergströme und die unzugänglichsten Urwaldtäler. In Westabessinien ziehen alljährlich Zehntausende in die Fiebergegenden, um Büffel zu jagen. Ein Viertel der Bergbewohner nur kommt zurück; der Rest geht in dem ungewohnten Klima zugrunde. Nur weil sie ein paar Büffelköpfe und Büffelschwänze für die Trophäenstangen vor ihren Hütten haben wollten, als Talismane gegen die so sehr gefürchteten Dämonen.

Längst flüchten die Viehherden Abessiniens nicht mehr vor den Flugzeugen. Immer noch aber werden den lebenden Tieren Fleischstücke aus dem Leib geschnitten und die Wunden vernäht, damit der Braten nachwachse.

Hans Holbein.

Ein deutsches Malerbildnis von **Wilhelm Schäfer.**

Als Albrecht Dürer in Nürnberg die Melancholie malte, kam Holbein nach Basel, Sohn eines Malers in Augsburg und selber schon seiner Sache gewiß.

Ihm war die Weite nicht mehr verschüttet, und keine Wirrnis der Fragen hielt ihm den Willen gefesselt; er wollte das Werk seiner kunstreichen Hände, wie eine Schwalbe den Flug will.

Den rechten Körper recht in den Raum zu stellen, brauchte er Augen und Hände, nicht aber das Richtmaß schwieriger Gedanken, weil er ein Glückskind der Sinnenwelt war.

Wohl mochte sein Silberstift zart und beharrlich die Dinge umschreiben, aber zeichnen und malen war ihm wie trinken und essen, und gern hielt er der Farbe ein lockeres Mahl.

Das leuchtende Fleisch seiner Hand und Stirn, der rostige Pelz und das dunkle Tuch einer Schaube, der weiße Saum zierlicher Spitzen, die rote Glut des Brokats und der Perlenschaum im Geschmeide: alles tauchte sein Pinsel hinein in den glasklaren Grund seiner Farbe.

Als er in Basel sein großes Madonnenbild malte, klangen die Farben wie Glocken; da war die farbige Fülle des Genter Altars von neuem leibhaftig geworden in einer einzigen Tafel.

Aber die Basler Bürgerlichkeit war zu karg für die Pracht und die Fülle; Erasmus, sein spöttischer Gönner und Freund, half ihm nach England: da wurde Hans Holbein der Maler des Königs und seiner reichen Hofhaltung.

Denn Max, der Kaiser, war tot; kein Fürst und kein Fugger konnte dem Reich den Königshof bauen, der über der Notdurft des Tages der Kunst eine Stätte bereiten, der den prahlenden Reichtum zur edlen Zier hinlenken sollte.

Machtgier und Habsucht hielten das Gold in schäbigen Händen, und wenig fiel ab von den Tischen, daran die Bürgerschaft längst übersatt saß.

Nur die Kaufleute drüben im Stahlhof wurden von Holbein gemalt; die Erbherren der Hansa brachten die Tafeln als köstliches Gut zurück aus der Fremde.



Lustige Ecke



Kann stimmen. „Als Mädchen habe ich keinen Hut unter fünfzig Mark getragen."

„Jawohl, zur Kundschaft."

Stil. „Warum hast du dir ausgerechnet einen roten Badeanzug gekauft?"

„Des Stils wegen. Paul macht mit mir eine Reise ans Rote Meer, und ich will da ein bißchen baden."

Ersatz. „Werdet ihr in diesem Jahre auch ins Bad fahren?"

„Jawohl?"

„Wohin."

„Wir ziehen um, in eine Wohnung mit Bad."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.